

er bedeutet genau das Nichtsein dessen, was er in Aussicht stellt – und dies doppelt. Dreifach nämlich begegnet der Leser*in beim Flirt derselbe Wortanfang (die Alliteration »von vornherein«, die, via das Präfix ihres zweiten Glieds, die Brücke zum »vorfallen« schlägt), »zum Unterschied« (und so natürlich auffällig ähnlich) zur präferierten Vorsilbe im Umkreis der »Liebesbeziehung« (*kontinentalen*, *Konsequenzen*); dieser Bezug nun ist nicht ausschließlich formal-rhetorischer Natur, sondern verzahnt sich, gibt man sich den Anspielungen hin, aufs Engste mit dem, was hier, ohne je *expressis verbis* zur Sprache zu kommen, Thema ist: gleichsam *Vorspiel(en)* auf der einen, *Kontakt/Koitus* (und eben dessen Konsequenzen) auf der anderen Seite (des Atlantiks). In dieser metadiskursiven Lesart wäre der Flirt offenkundig das am Text, was diesem, an dessen eigener Definition des Begriffs gemessen, abhanden kommt: Verbot, doch Verbote; Gehalt, der fehlt, nur um im »vornherein« – bzw. »nachträglich« wie Freuds »Vornherein«, nämlich ursprünglich beginnend mit der zweiten Lektüre – in den Dienst genommen zu werden (»[d]er Herr«, heißt es bei Hegel und hier, beim »höchsten Einsatz in den Lebensspielen« vielleicht im Ohr zu behalten, »bezieht sich *auf den Knecht mittelbar durch das selbstständige Sein*; denn eben hieran ist der Knecht gehalten«).

Ebendas ist es vielleicht, was es nötig macht, Freuds (versäumte) Auseinandersetzung mit dem Problemkomplex des Flirtens noch einmal, immer noch einmal zu lesen: »nichts« – nicht (nur), als untersagter Gegenstand des Flirts, sondern (auch) als das, was über den amerikanischen Flirt und, in weiterem Radius, in dem kontinentalen Satz, in dem »Flirt« zu Gast ist, eigentlich gesagt wird. In anderen Worten: Nichts an Freuds Satz versteht sich von selbst. Neben besagtem »nichts« wäre z. B. nach dem grammatischen Status der Adjektive »amerikanisch« und »kontinental« und daran anschließend nach dem der (explikativen? restriktiven?) Relativsätze zu fragen; oder, woran genau der mit »zum Unterschied von« (doch weshalb »von«?) eröffnete Satzteil anschließe – zu guter Letzt bzw. ganz grundsätzlich: was hier eigentlich bzw. ob überhaupt *stricto sensu* »verglichen« werde. Analogie gleichsam *Mirage*: Der Text flirtet.

Der starre kulturelle Antagonismus in der Gegenüberstellung des »gehaltlosen«, »schalen« »amerikanischen Flirts« mit der »kontinentalen Liebesbeziehung«, die hingegen der »ernsthaften Konsequenzen« eingedenk sei, irritiert. Versucht man allerdings, über Freuds Vorbehalte gegenüber der amerikanischen Kultur hinaus zu lesen, fallen Zusammenhänge und Spannungen auf, die diese vermeintliche Opposition immer schon unterlaufen. Freud hält die europäischen Liebesbeziehungen bei weitem nicht für freier und lebendiger. Denn wenn, so Freud, der »amerikanische Flirt« vom Imperativ des »Nicht Dürfens« gezeichnet ist (es *darf nichts* vorfallen), ist die europäische Liebesbegegnung vom Imperativ des »Müssens« (der ernststen Konsequenzen eingedenk sein *müssen*)

beschwert. Laufen diese beiden einschränkenden Modalitäten eventuell auf ein und dieselbe präventive Voreinstellung hinaus, die verhindert, dass bestimmte Risiken, die zum Leben und Lieben gehören, anerkannt werden? In der Formulierung »der ernstesten Konsequenzen eingedenk sein müssen« klingt auch eine große Angst an – vor all dem, was eben in einer Liebesbeziehung vorfallen könnte. In den unmittelbar anschließenden Sätzen benennt Freud die Gefahr, dass dieses zunächst positiv gesetzte Eingedenken – Eingedenken des Todes – zu einer großen Lähmung führen kann. Denn es übersetzt sich allzu schnell in eine »Lebensrechnung«, in ein melancholisches Kalkül, demzufolge das Leben nur Verluste schreibt.

Der Kontext, in dem diese Überlegungen dargelegt werden, bringt weitere Fragen und Verschiebungen mit sich. Unter dem Schock des Ersten Weltkriegs stehend, denkt Freud psychoanalytisch über Krieg und Tod nach und erörtert in diesem Zusammenhang Liebe und Sexualität. Liebe und Sexualität haben mit Krieg und Tod zu tun, und der erste Weltkrieg wird nicht ohne Konsequenzen für das Liebesleben bleiben. Seine Überlegung zu den *zeitgemäßen* Liebesbeziehungen ist umstellt vom Nachdenken über Verlust, Trauer und Melancholie. »Das Leben verarmt, es verliert an Interesse« – diese Formulierung findet sich ähnlich in *Trauer und Melancholie*, ebenfalls 1915 veröffentlicht. Die Melancholie ist in *Zeitgemäßen über Krieg und Tod* zum Beispiel deutlich in der Asra-Figur aufgerufen, die mit dem gestorbenen Liebesobjekt mitsterben will: »Wir benehmen uns dann wie eine Art von Asra, welche mitsterben, wenn die sterben, die sie lieben.« In *Trauer und Melancholie* heißt es objektiver formuliert: »Die Melancholie ist seelisch ausgezeichnet durch eine tiefe schmerzliche Verstimmung, eine Aufhebung des Interesses für die Außenwelt, durch den Verlust der Liebesfähigkeit (...)« sowie »den Verlust der Fähigkeit, irgendein neues Liebesobjekt zu wählen – was den Betrauten ersetzen hieße.«¹ In *Zeitgemäßen* wird diese Beobachtung zur interkontinental übergreifenden Gegenwartsdiagnose. Anstatt zu leben, sterben *wir* immer schon den verlorenen Objekten nach; die

Objekte sind immer schon verloren, selbst wenn ihr Verlust noch aussteht. Unfähig *uns* auf neue Liebesbeziehungen einzulassen, überwiegen *unsere* Bedenken vor den Risiken, die das Leben unweigerlich mit sich bringt. Das Kalkül, das nur mit Verlusten rechnet, führt zu einem Leben, das nicht mehr gelebt wird.

Das *Wir*, das Freud in *Zeitgemäßen* in beinahe jedem Satz ins Spiel bringt, ist nicht mehr der *pluralis majestatis*, den Freud gerne in anderen Texten verwendet, so auch noch in *Trauer und Melancholie*, wenn der Analytiker in der Hoheitsform über die »Kranken« spricht. Das *Wir* in *Zeitgemäßen* ist ein entmachtetes, ein von der Melancholie zutiefst affiziertes.² Dieses *Wir* ist subjektiv und zugleich so allgemein gefasst, dass es amerikanische und kontinentale Kulturmenschen gleichermaßen einschließt, aber vor allem auch Freud selbst. Dieses *Wir*, durch das Freud selbst spricht, ist verbittert und gelähmt: »Wir getrauen uns nicht, eine Anzahl von Unternehmungen in Betracht zu ziehen (...). Uns lähmt dabei das Bedenken, wer der Mutter den Sohn, der Gattin den Mann, den Kindern den Vater ersetzen soll, wenn ein Unglück geschieht.«

Wenn dieses *Wir* so *ist*, wenn *wir* so melancholisch *sind*, wenn *wir* mithin so liebensunfähig *sind*, werden *wir* überhaupt neue Bindungen und Beziehungen eingehen können?

Doch trotz des Kalküls, dass es also besser wäre, wenn wir uns auf gar keine Begegnungen mehr einlassen, weil sie unangenehme Vorfälle oder ernste Konsequenzen haben könnten, die wir nicht zu verantworten in der Lage sind, *fallen* ständig und überall Begegnungen und Liebesbeziehungen *vor* – selbst unter den schrecklichsten Verhältnissen, die ein Krieg oder eine Gewaltherrschaft oder ein zugespitzter Kampf der Geschlechter mit sich bringt, passieren sie, *müssen* sie passieren. Und dieses ganz andere Müssen durchkreuzt noch alle einschränkenden Modalitäten, mit denen das Kalkül ausgestattet ist.

Wenn in unserer vom Todestrieb gezeichneten Gegenwart, in der der Tod aus dem Leben ausgeschlossen wird, weil mit ihm ständig gerechnet wird, dennoch etwas zwischen uns melancholischen und zugleich sexuierten Subjekten *vorfällt*, dann ist dieser Vorfall selbst

der Flirt. Oder anders gefragt: Schlägt das Leben nicht wieder ein paar kleine Funken, wenn *wir Melancholiker*, gleichsam *malgré nous*, anfangen ein bisschen zu kokettieren?

- 1 Sigmund Freud, »Trauer und Melancholie«, in: *Gesammelte Werke*, Band 10, S. 428-446, hier: S. 429.
- 2 Der Veröffentlichung von *Zeitgemäßes* geht Freuds Vortrag »Wir und der Tod« voraus, den er am 15. Februar 1915 vor dem Israelitischen Humanitätsverein »Wien« des Ordens B'nai B'rith gehalten hat. In diesem Vortrag ist das »Wir« sogar noch persönlicher gehalten und an mehreren Stellen auch – dem Kontext entsprechend, in dem der Vortrag gehalten wurde – zu »Wir Juden« ausgeschrieben. Für den Hinweis sei Aaron Lahl gedankt. Vgl. Freud, *Wir und der Tod*, in: *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse* 45 (02) 1991, S. 132-142 sowie Bernd Nitzschke, *Freuds Vortrag vor dem Israelitischen Humanitätsverein »Wien« des Ordens B'nai B'rith Wir und der Tod (1915). Ein wiedergefundenes Dokument*, in: ebd., S. 97-131.

KARL-JOSEF PAZZINI

FLIRT UND FEHLEISTUNG

Freud führt Beispiele für das »Vergessen von Namen und Wortfolgen« an. Er übernimmt einiges von Kollegen:

»Dr. Hanns Sachs: »Ein junger Mann lernt in einer gemeinsamen Pension eine Engländerin kennen, die ihm gefällt. Als er sich am ersten Abend ihrer Bekanntschaft in ihrer Muttersprache, die er so ziemlich beherrscht, mit ihr unterhält und dabei das englische Wort für »Gold«* verwenden will, fällt ihm trotz angestrebten Suchens das Vokabel nicht ein. Dagegen drängen sich ihm Ersatzworte [...] auf, so daß er nur mit Mühe imstande ist, sie abzuweisen, [...]. Er findet schließlich keinen anderen Weg, sich verständlich zu machen, als den, einen